

KENNETH ANDERS

Totgesagte können sprechen¹

Thesen zur Kulturpolitik aus der Perspektive der Provinz

Ausgehend von Fragestellungen der gegenwärtigen landschaftlichen Dynamik und des Strukturwandels ländlicher Räume entwickeln Lars Fischer und ich seit 15 Jahren Arbeitsweisen der Landschaftskommunikation, der Beschreibung und Gestaltung kulturlandschaftlicher Diskurse. Vor diesem Hintergrund haben wir in den letzten Jahren einige kulturpolitische und künstlerische Projekte in Ostbrandenburg realisiert². Die folgenden Thesen sollen die dabei gemachten Erfahrungen knapp auswerten.

Die meisten Kulturausgaben werden ohne kulturpolitische Debatten getätigt

Kulturpolitik setzt einen Diskurs über allgemein anzuerkennende Zwecke öffentlich geförderter Kultur voraus – dieser Diskurs findet noch immer viel zu selten statt. Das mag damit zu tun haben, dass in der Regel ein instrumentelles Kulturverständnis angesichts der auf den verschiedenen räumlichen Ebenen getätigten Kulturausgaben fehlt. Nur hin und wieder wird Kultur als Medium der eigenen Zivilgesellschaft gesehen oder als Werkstatt für die Spielregeln, die sie sich für die Gestaltung des eigenen Lebens gibt.³

1 Grundlage dieses Beitrags ist der am 19. Juni 2015 auf dem 8. Kulturpolitischen Bundeskongress »Kultur.Macht. Einheit? Kulturpolitik als Transformationspolitik« gehaltene Vortrag in Forum 1 »Kulturlabor Ostdeutschland – Realitätsnahes Narrativ oder schöne Legende?«.

2 Als Beispiel sei die Festivalleitung beim Filmfest Eberswalde »Provinziale« genannt, außerdem die Kulturentwicklungsplanung für den Mittelbereich Bad Freienwalde (siehe unter: www.oderbruchpavillon.de/images/content/text-archiv/eigenes/2015_Kulturentwicklung_Abschlussbericht.pdf/ letzter Zugriff: 24.8.2015), das von der *Kulturstiftung des Bundes* geförderte Theaterstück »Die Feuerwehr ist da« (siehe unter: www.oderbruchpavillon.de/bausteine/projekte/die-feuerwehr-ist-da.html/letzter Zugriff: 24.8.2015) sowie die zum Ende 2015 fertiggestellte Neukonzeption für das Brandenburgische Freilichtmuseum Altranft.

3 Die fehlende Funktionsbestimmung von Kultur ist auffallend, weil es diesbezüglich durchaus einen guten Erkenntnisstand gibt. Man denke nur an Schillers bekannte Argumente in Bezug auf den Sinn des Theaters, die man leicht aufgreifen könnte. Ist es wirklich nur das heute missverständliche Attribut »moralisch«, das eine kritische Gewichtung der modernen »Schaubühne« in Bezug auf ihren gesellschaftlichen Wirkungsgrad in diesem Sinne so schwer macht?

Wird Kulturpolitik nur als die Herstellung von Kompromissen zwischen verschiedenen Interessen und Ansprüchen begriffen, muss sie wohl oder übel ein unbeliebtes Thema werden. Genau das ist vielerorts der Fall. Wo keine Öffentlichkeit über den Sinn öffentlich geförderter Kultur streitet, können auch einzelne Politiker diese Lücke nicht füllen, selbst jene nicht, die das Problem erkannt haben. Stattdessen stehen sie einer unangenehmen Front rhetorisch gerüsteter Interessen gegenüber, in der akademisch erprobte Geschütze aufgeföhren werden: Die institutionalisierte »Hochkultur« prangert Geschichtsvergessenheit und ästhetische Amnesie an, die Off-Szene verweist auf die strukturelle Ungerechtigkeit der Förderlandschaft, die Akteure aus der Kulturellen Bildung machen eine lange Rechnung auf, die sich ergäbe, wenn man sie wirklich ernst nähme und die Kulturwirtschaft sieht ihren sozioökonomischen Beitrag zur Vitalität der Ortschaften missachtet.

Angesichts dieser Drohkulisse ist es für die Kommunen und Kreise durchaus rational, die Kulturpolitik abzuschaffen, indem sie den Kulturretat abschmelzen oder auflösen und die unvermeidlichen Aufgaben irgendwo anders verbuchen. Man zieht sich aus der Kulturpolitik zurück, indem man die Kultur politisch totschweigt. Das ist kein böser Wille, sondern eine Ohnmachtsreaktion.⁴

In der Folge müssen die meisten Kulturakteure mit einer chronischen Unterschätzung ihrer Möglichkeiten leben: Die Kultur kommt zuletzt, sie erscheint als (austauschbare) Sahne auf dem Kuchen und nicht als (unverzichtbarer) Tortenboden.

Wo kulturpolitisch nicht gestritten wird, verwechselt man Kultur mit Marketing

Wird der Eigenwert öffentlich geförderter Kultur nicht erfasst, bleiben nur Indikatoren ihrer Außenwirkung. Halt geben deshalb die beiden Formeln »Standortfaktor« und »Tourismus«, für viele kommunale Kulturausgaben spielen sie eine große Rolle. Auch die wachsende Nutzung von Prominenz zur Erlangung öffentlicher Aufmerksamkeit und politischer Unterstützung (etwa bei der Ausstattung von Festivals) gehorcht diesem Muster. Kultur wird somit tautologisch, sie wiederholt die Geltungsmuster der Wirtschaft oder der Macht, statt einen eigenen gesellschaftlichen Prozess zu stiften.

Angesichts der repräsentativen Bringschuld, die der öffentlich finanzierten Kultur auferlegt wird, muss man entgegenen: Ihre primäre Funktion sollte auf die eigenen Leute gerichtet sein, nicht auf Besucher oder potenzielle Investoren. Diese Forderung könnte auch in der Politik Anhänger finden, Voraussetzung ist aber, dass Kultur die brennenden Fragen der Regionalentwicklung aufgreift und sich somit in einen konkreten demokratischen Dienst stellt.

4 Es soll damit nicht gesagt sein, dass das kulturpolitische Gespräch aussichtslos ist. Unsere Erfahrung bei der Kulturentwicklungsplanung für den Mittelbereich Bad Freienwalde mit den Leitern der hiesigen Gebietskörperschaften war sogar ausgesprochen positiv. Voraussetzung dafür war aber, das beschreibende Gespräch zu eröffnen und nicht sofort in den Modus der Maßnahmenplanung überzugehen.

Ein ebenfalls vom Markt übernommenes Muster ist die Verpflichtung der Öffentlichen Hand auf eine Bereitstellung von Angeboten für bereits definierte Zielgruppen. Das klingt gewohnt und plausibel, aber die öffentliche Kultur ist grundsätzlich nicht für Zielgruppen verantwortlich, die mit auf sie zugeschnittenen Angeboten versorgt werden. Sie soll die Menschen – trotz unterschiedlicher Voraussetzungen – dazu befähigen, ihre eigenen Belange zu gestalten, sich als Zusammengehörige zu erleben, um verantwortlich, kritisch, empathisch und differenzierend miteinander zu kommunizieren, also wiederum eine Öffentlichkeit zu bilden, zu der prinzipiell jede und jeder Zugang hat.

Eine der wichtigsten Funktionen von Kultur ist die Selbstbeschreibung. Diese fördert man durch Raumbezug

Welche Funktionalität ergibt sich daraus für die Kultur in jenen immer größer werdenden Regionen, die heute bereits gern als verlorene Provinzen betrachtet werden? Hier heißt es in erster Linie, der durch mehrere Faktoren beschleunigten Abkehr der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit für die eigene Lebensgestaltung einen gezielten kulturellen Prozess entgegenzusetzen. Soziale Systeme organisieren sich, indem sie sich selbst beschreiben. Ebendiese Selbstbeschreibung ist das größte Defizit in den ländlich und kleinstädtisch geprägten Räumen, denn in der Globalisierung unterlaufen die ökonomisch vermittelten Kommunikationen die Fokussierung auf die eigene Lebenspraxis.

Das beste Beispiel sind die Dörfer, die ihre komplexen lokalen Interaktionen früher als hochaufgelöste Kommunikationsgemeinschaften regelten, übrigens in Abgrenzung von einer nur eingeschränkt wahrgenommenen – also von der Kommunikation ausgeschlossenen – gesellschaftlichen Umwelt. Dieses Verhältnis hat sich heute geradezu umgekehrt: Die kommunikative Selbstbeschreibung verschwindet, stattdessen tritt die einstige Umwelt in das Recht, Mitteilungen zu machen. Das Dorf verliert sein »Innen«. Den Regionen wiederum fehlt die ökonomische Bindekraft, um diese Kommunikation in einem größeren räumlichen Maßstab wiederherzustellen. Genau dies wäre aber für die Entwicklung dieser Räume dringend erforderlich.

Der demografische Diskurs verstärkt dieses schwächende Moment, indem er Kommunikationen *über* die hier lebenden Menschen stiftet, statt die Kommunikation der Menschen in diesen Räumen selbst zu fördern. Verstärkt wird dies durch wissenschaftliche Formen des »Herrschaftswissens«: Den Leuten wird erklärt, dass sie keine Chance haben, ihre eigene Erfahrung zählt nicht als Wissen, wer nicht schon weggezogen ist, dem wird ein Realitätsproblem attestiert.

In der Aktivierung der regionalen Selbstbeschreibungen liegt deshalb eine der wichtigsten Aufgaben für die öffentliche Kultur in der Provinz. Die Chance der hier benötigten kulturell-künstlerischen Arbeitsweisen besteht darin, die eingeübten Muster der täglichen Auseinandersetzung zu öffnen und das vermeintlich Bekannte in ästhetischen Formen neu zu ordnen: so öffnet es sich der autopoietischen

schen Ausdifferenzierung und Gestaltung. Es ist dabei nicht nötig, optimistische Botschaften zu produzieren. Der Blick auf den eigenen räumlichen Erfahrungshorizont ist erst einmal hinreichend. Gewachsene Formen der Selbstbeschreibung werden häufig zu Unrecht als Borniertheit abgelehnt. Sie sind Grundbedingung jeder individuellen und gesellschaftlichen Subsistenz. *Auf sich achten* heißt: *auf sich selbst und aufeinander zu achten*. Erst wenn diese Funktion aktiv ist, können wir offen für die Welt sein und uns ihre Möglichkeiten aneignen.

Eine Kultur der Selbstbeschreibung ist nur möglich durch Anerkennung

Wer meint, Künstler und Kulturakteure stünden damit vor der Aufgabe, die jeweilige »provinzielle« Welt lediglich neu zu interpretieren oder gar umzudeuten, verfehlt den kulturpolitischen Kern dieses Anspruchs. Am Anfang jeder kulturellen Auseinandersetzung für Regionalentwicklung steht die Anerkennung, dass sich die Menschen im jeweiligen Raum längst auf verschiedene Weise für ein gelingendes gesellschaftliches und individuelles Leben einsetzen und dabei einen Erkenntnisfortschritt haben, den es im Gespräch zu erkunden gilt. Einige dieser Akteursgruppen seien hier aufgezählt:

- Landwirte, die gegenüber dem Markt und der Politik ihre landschaftliche Vernunft geltend machen,
- Handwerker, die angesichts ihrer mühsam gehüteten »Handwerkerehre« präzise die kulturellen Verluste der ländlichen Kultur in der Industrialisierung beschreiben können,
- Kirchgemeindeglieder, für die das Selbstverständnis als Christen in einer das Religiöse pulverisierenden Dynamik eine völlig neue Bedeutung erlangt,
- freiwillige Feuerwehrleute, die mit immer weniger Kameraden Leben retten und Feste organisieren,
- Kommunalpolitiker, die demokratische Prinzipien in einem Alltag geltend machen, der von gefährdeten Kräfteverhältnissen geprägt ist,
- Zuwanderer, die in einer für sie fremden Umgebung versuchen, sesshaft zu werden und
- Heimatvereine, die seit Jahren eine aktive Haltung zur nachlassenden dörflichen Gestaltungskraft erproben.

Diese und viele andere Menschen kennen ihre Herausforderungen sehr genau. Ihre oft beklagte Renitenz gegenüber neuen Ideen ist allzu oft nichts anderes als Realitätssinn. Ihre Bereitschaft, gemeinsam »Pferde zu stehlen« wird umso größer, je besser man den Sinn begreift, in den sie in ihr Leben stellen und in ihre Arbeit investieren. Der Transformationsdruck lässt sich von der Provinz nicht nehmen. Aber wie mit diesem Druck umgegangen wird, welche Aspekte der ländlichen Kultur für neue Strukturen fruchtbar gemacht werden können und was letztlich vergessen wird, das hängt von der Qualität und Tiefe ab, mit der die längst und täglich gemachten Erfahrungen anerkannt werden.

Kulturpolitik sollte Anreize stiften, die Kommunikationen in ihrer Region aufzugreifen, sie zu verarbeiten und in die Gesellschaft zurückspielen. Dadurch entsteht Freiheit

Museen, die aus der mühsam bewahrten Erinnerungskultur eine Auseinandersetzung mit der Gegenwart des ländlichen Lebens stiften; Theater, die das Ringen der Menschen um ihr Leben und Bleiben am Ort ernst nehmen und dramaturgisch verarbeiten; Bildende Kunst, die die provinzielle Gesellschaft als ihren regionalen Adressaten neu entdeckt und nicht zuletzt Musik, die in einer Zeit schwindenden regional verwurzelten Ausdrucksvermögens die lokalen Potenziale aufgreift und weiterentwickelt, all diese Arbeitsweisen und Ansprüche fallen nicht vom Himmel. Viele Museen kämpfen um ihr Überleben und schützen sich mit eisern wiederholten ICOM-Kriterien vor der »Festivalisierung«. Der Kunstmarkt ist von den regionalen Öffentlichkeiten weithin abgekoppelt, nur wenige bauen mit öffentlichen Geldern Brücken zwischen bildenden KünstlerInnen und der regionalen Bevölkerung. Die Weiterentwicklung regionaler Musiktraditionen ist in Deutschland kaum, etwa durch öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten, gefördert worden. Wo die öffentlichen Theater in der Provinz überlebt haben, schlagen sie sich meist wacker in ihrem Bemühen um ein Publikum aus der eigenen Region und brauchen dafür dringend kulturpolitischen Rückhalt.

So schwierig die Ausgangsbedingungen sind, dass das Leben in den natürlich und sozial einzigartig ausgestatteten deutschen Provinzen die Mühe wert ist, das kann Kultur zeigen und befördern und es steht unter diesen Prämissen auch für die Kulturelle Bildung und die Kreativwirtschaft (einschließlich des Kulturtourismus) eine diese Bereiche stärkende Funktionalität in Aussicht. Voraussetzung sind allerdings ein klarer handlungsräumlicher Bezug der Kulturinstitutionen, ein Abbau des sozialen und kulturpolitischen Gefälles zwischen öffentlich finanzierten und freien Kulturakteuren, eine sich schärfende kulturpolitische Sprache und in vielen Fällen auch ein anderes Selbstverständnis der KünstlerInnen aller Genres: Die Kunst ist nämlich durchaus funktional, sie kann einen Beitrag leisten für das Leben an Ort und Stelle. Sie lässt sich darauf nicht reduzieren – aber man sollte sie davon auch nicht lossagen.

